

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 26.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Wie es seine Gewohnheit war, hatte Blumenthal am Abend noch einen Spaziergang durch den Wald gemacht. In seiner düsteren finstern Färbung lag das Forsthaus da, und nichts verrieth, daß sein Bewohner zu Haus war. Unwillkürlich hemmte Blumenthal seine Schritte, und forschend glitten seine Blicke über den geheimnißvollen Bau, der für ihn ein so großes Interesse besaß. Plötzlich sah er einen Lichtschein durch die Spalten eines Fensterladers dringen und hörte laute Stimmen. Jetzt vernahm sein geübtes Ohr das Näher eines Schrittes, und lautlos trat er in das Dickicht zurück. Vom Schlosse her näherte sich eilig dem Forsthaufe eine hohe, in einen Mantel gehüllte Gestalt, einen breiten Filzhut tief in die Stirn gedrückt. Vor dem Forsthaufe blieb der Mann einen Augenblick stehen, warf rechts und links vorsichtige Blicke und zog dann dreimal kurz die Hofglocke. Im Augenblick verstummte im Hause die laute Unterhaltung, eine Thür knarrte und der Förster kam und öffnete.

„Was machen Menschen noch da?“ fragte der Fremde.

„Sie haben Lohn empfangen und von mir noch ein Glas Wein erhalten,“ antwortete der Förster.

Der Andere antwortete nicht, sondern trat in den Hof, geräuschlos schloß sich hinter ihm die Thür; bald aber öffnete sie sich wieder und drei Männer in den gewöhnlichen Anzügen der Bergbewohner verließen die Försterei. Blumenthal vermochte ihre Gesichter nicht zu erkennen.

„Der Verdienst wäre gar nicht so übel,“ hörte Blumenthal einen von ihnen sagen.

„Pah, Lumperei,“ antwortete ein anderer murrend, „was will das sagen gegen den Verdienst, den die haben! Wir müssen uns die Schwindsucht an den Hals schleppen, während die verdienen, ohne daß sie die Nase aus der Thür zu strecken brauchen.“

„Die machen sich den Pelz nicht naß,“ rief der Dritte mit höhnischem Lachen. „Wir aber müssen beständig unsere Haut zu Markte tragen.“

Blumenthal verstand nichts mehr. „Wer mag der Mann gewesen sein, der in's Haus getreten?“ fragte er sich. „Es war der Graf,“ murmelte er, „kein Anderer! Seine Gestalt, sein Gang,

seine Stimme — es ist keine Täuschung möglich. In welchen Beziehungen aber mag er zu diesen verdächtigen Leuten stehen?“

Er verharrte noch einige Minuten in seinem Versteck, als im Forsthaufe aber Alles still blieb und selbst das Licht erlosch, das er bisher gesehen, setzte er seinen Weg zum Schlosse fort.

Förster Schlegel hatte seinen Besuch in ein kleines Zimmer des hinteren Theils des Forsthauses geführt, das äußerst behaglich ausgestattet war. Nachdem Licht angezündet war, ließ der Fremde den Mantel fallen und warf den Hut ab. Es war in der That Graf Falkenburg. Nachlässig nahm er auf einem Sopha Platz und schlug die Beine übereinander. Der Förster aber rückte einen in der Mitte des Zimmers stehenden runden Tisch an's Sopha, entkorkte eine Flasche, die er aus einem Wandschrank nahm und füllte zwei Gläser. Dann nahm er dem Grafen gegenüber auf einem Stuhle Platz. Beide stießen mit einander an.

„Hatte in Abendstunden Boten von Stadt erwartet,“ sagte der Graf einen tüchtigen Schluck nehmend. „Bin ungeduldig.“

„Er ist hier gewesen,“ antwortete der Förster. „Es ist Alles in Ordnung, und in den nächsten Tagen wird der neue Transport uns angekündigt werden.“

„So, so,“ sagte der Graf mit zufriedenem Gesichte. „Hatte Sorge, daß Grenzbeamte Wind bekommen. Wäre doch Teufelsgeschichte!“

„Nur für mich,“ antwortete der Förster. „Erlaucht kämen höchstens um die gute Einnahme, ich aber um ein paar Jahre Freiheit und — mein Eigenthum.“

„Eigenthum?“ wiederholte der Graf mit großem Erstaunen. In den Augen des Försters leuchtete es unheimlich auf und ein finsterner Blick traf seinen Gast.

„Erlaucht scheinen wirklich vergessen zu haben,“ sagte er scharf, „daß dieser Wald mein Eigenthum ist.“

„Ja so, ja so,“ erwiderte der Graf verlegen, „alte Geschichte, ja wohl; aber erst muß er doch mir gehören, ehe ich ihn verschenken kann.“

Diese Worte schienen das Gegentheil von dem bewirkt zu haben, was der Graf beabsichtigt hatte. Der Förster sprang

erregt auf und betrachtete ihn mit funkelnden Blicken. „Ja wohl!“ rief er, „alte Geschichte, so alt, daß man sie am liebsten vergessen möchte. Gewiß muß man ihn erst haben, ehe man ihn verschenken kann. Aber Erlaucht schwuren einst, daß dieser Wald mein Eigenthum sein solle, und nichts wußte ich davon, daß Erlaucht mit einem Walde lohnten, der Ihnen gar nicht gehörte. Für diesen Wald verkaufte ich meine Ehre, ließ ich ein Brandmal auf meine Stirn drücken, das mich um Alles brachte, was mir einst auf der Welt lieb und theuer gewesen, und diesen Wald werde ich jetzt zu vertheidigen wissen.“

Es lag etwas Majestätisches in der Erscheinung des Försters. Seine Gestalt hatte sich in ihrer ganzen Größe aufgerichtet und mit Verachtung blickte er auf den Grafen, der, eine Zammergestalt dieser gewaltigen Erscheinung gegenüber, vergeblich bemüht war, den Erregten zu unterbrechen und zu beschwichtigen.

„Mit der Flinte werde ich mein Recht zu vertheidigen wissen!“ rief der Förster drohend aus.

„Aber wer macht es denn streitig?“ rief der Graf endlich mit scheinbarer Ungeduld aus. „Was ich versprochen, werde ich halten.“

„Wehe dem, der mich aus diesem Besitze zu vertreiben sucht,“ grollte der Förster noch immer.

„Wollte grade wegen alte Geschichte sprechen,“ sagte der Graf. „Feldmesser Blumenthal behauptet, existire noch Waldvertrag, auch Exemplar über Wiese. Wäre immerhin möglich.“

Der Förster schwieg. Er hatte sich wieder gesetzt und starrte in sein Glas.

„Habe schon mit Pfarrer gesprochen,“ begann der Graf wieder, „will mit Gottes Hülfe Alles versuchen, um Spur zu finden. Kapitalker!“

„Kapitalspizbube!“ knurrte der Förster.

Der Graf lachte laut auf, als hätte sein Gegenüber einen Witz gemacht. „Kapitalspizbube! Prachtvoll!“ Dann sagte er ruhiger: „Um auf Geschäft zurückzukommen — Jörg scheint mir sehr gefährlich. Fürchte Berath. Kerl kommt mir immer vor wie Schlange. Schleicht so lange, bis sie stechen kann.“

Der Förster blickte auf. Er schien auch ruhiger geworden zu sein. „Er ist gegen alle Menschen so,“ sagte er. „Aber keinen zuverlässigeren Führer gibt es im ganzen Gebirge — und für seine Treue siehe ich ein.“

Das Aufthauen des Försters schien dem Grafen die gute Laune wiederzugeben. Behaglich schmiegte er sich in die Ecke des Sophas und zündete die Cigarre an. — Mächtige Dampfwolken stiegen empor.

„Scheint Prügel schon ganz vergessen zu haben,“ sagte er. „Aber so sind Kerls! reine Hunde. Möchten beißen, wenn Peitsche bekommen — nachher lecken sie Hände.“

Des Försters Stirn zog sich zusammen, und eine bittere Entgegnung schien sich auf seine Lippen zu drängen.

Der Graf mochte es wahrnehmen, denn er lenkte von dem Gegenstande ab und sagte lachend: „Gibt in nächster Zeit Hochzeit, könnt auf alte Tage noch tanzen, Schlegel. Ist Heirath besteuert, dann Wald Kleinigkeit.“

„Was die Heirath nützen soll, das verstehe ich nicht,“ entgegnete der Förster geringschätzig. „Fräulein von Rabenberg ist arm, das pfeifen die Spazier von den Dächern. Wär's noch die Erbin von Hohenthal, das Stammgut ist, aber Rabenberg — einfaches Lehnsgut.“

Der Graf verzog schlaun das Gesicht. „Großes Vermögen, Schlegel, großes Vermögen!“ schnitt er seine weiteren Folgerungen ab.

„Das wahrscheinlich nur in der Phantasie des Pfarrers lebt.“

„Alles Schwarz auf Weiß, Schlegel, Million mindestens zu bekommen, dazu noch in liegenden Gründen. Fräulein von Rabenberg entschieden vorzuziehen.“

Der Förster schüttelte ungläubig den Kopf. „Die Rabenbergs bilden nur eine Seitenlinie, haben keinen Anspruch auf irgendein großes Vermögen.“

„Sprechen später darüber, Schlegel,“ sagte der Graf verschmigt lachend, „Stammebäume haben oft wunderbare Verzweigung! — — Aber jetzt Acht gegeben, Schlegel, wo Vertrag

steckt,“ brach er ab. „Darf nicht in unrechte Hände fallen. Wäre jetzt sehr unangenehm, könnte Heirath zum Scheitern bringen. Muß also beschafft werden.“

„Dafür will ich schon sorgen,“ entgegnete der Förster mit Bestimmtheit.

Der Graf warf ihm einen fragenden Blick zu, doch unterdrückte er, sichtlich froh, zu einem friedlichen Ende gelangt zu sein, eine Frage. Dann erzählte er von dem Besuche des Landraths und von dem Orden, den dieser für Schlegel beantragt.

Der Förster lachte geringschätzig auf. „Ich arbeite für mich,“ antwortete er, „und gebe nichts auf oberkschulmeisterliche Atteste bürgerlicher Tüchtigkeit.“

„Hättet Anlage zu Revolutionär, Schlegel,“ sagte der Graf, ihn mit einem nachdenklichen Blicke betrachtend. „Gut, daß euch angekündigter Polizei-Spion nicht hört, bekämet Anlage auf Hochverrath.“ Er begleitete diese Worte wieder mit einem lauten Lachen, es hatte aber einen so eigenthümlichen Klang, daß der Förster aufschah.

„Ein Polizei-Spion?“ fragte er, als der Graf endlich aufhörte.

„Soll Blumenthal aus dem Wege schaffen — wird nur geliebt, — geht dann wieder. Veriebener Kerl, Schlegel, — kommt, um nach Verschwörern zu suchen.“

„Wo die wohl zu finden wären!“ entgegnete der Förster.

„Sag' ich auch, sag' ich auch,“ rief der Graf; „aber gutes Geschäft, Schlegel. Tüchtiger Spion kann's weit bringen, kann Polizeirath oder Chef von ganzer Polizei werden. Reichthümer und Orden liegen für ihn auf Straße.“

„Wenn er eine Verschwörung entdeckt,“ wandte der Förster ein.

„Findet er keine, macht er eine, altes Kunststück — bedarf bloß Schlaueit und Gewissenlosigkeit!“

„Und die Opfer?“ fragte der Förster.

„Bah! Kümmerst den Teufel, ob Unschuldige dabei zu Grunde gehen.“

Der Förster schwieg und starrte wieder sinnend in sein Glas. Die Unterhaltung stockte einige Augenblicke. Der Graf füllte die Pause dadurch aus, daß er Rauchkreise in die Luft steigen ließ.

„Kartellkonvention mit Rußland scheint nicht mehr erneuert zu werden,“ sagte er plötzlich. „Kommt wahrscheinlich Bengel wieder, Büttner — wird uns wieder viel zu schaffen machen.“

Der Förster fuhr auf. „Es wäre doch eine Kleinigkeit für den Landrath,“ erwiderte er hastig, „ihn noch weiter festzuhalten.“

„Nieth es Landrath auch,“ sagte der Graf, „versprach auch, sein Möglichstes zu thun. Wird schreiben.“

Die Unterhaltung stockte wieder; bei den eigenthümlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern und dem mißtrauisch-sinisteren Wesen des Försters war es ganz unmöglich, sie lange in Fluß zu erhalten. Der Graf versuchte noch einige Male, den Förster in ein Gespräch zu ziehen, sie kamen aber über einige Sätze nie hinaus, und endlich erhob sich der erstere, nahm Hut und Mantel und verließ das Forsthaus.

Der Förster hatte ihm das Geleit gegeben, dann war er in dasselbe Zimmer zurückgekehrt und hatte auf seinem Stuhl Platz genommen. Er stützte den Kopf jetzt in die Rechte und blickte finster vor sich nieder.

„Wie Erlaucht doch vergeßlich sind,“ murmelte er mit bitterem Lachen. „Aber mag er nur nach dem Vertrage suchen. Der liegt in guten Händen, Erlaucht! Erst müßte der Förster Schlegel in's Gras beißen, ehe Sie Herr des Waldes werden.“

Er hatte die letzten Worte laut gesprochen und dröhnend fiel dabei seine Hand vom Kopfe auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. In seinen Augen leuchtete es dabei wieder leidenschaftlich auf. „Der Büttner kommt,“ murmelte er, „ich werde die Heirath beschleunigen müssen — Erlaucht werden Augen machen.“

Im Hof ertönte die Glocke und unterbrach sein Selbstgespräch. Er erhob sich, schritt hinaus und öffnete. Es war der Briefträger Steiner, der Einlaß begehrte, ein alter Bekannter von Schlegel's Eltern, bei denen er einst als Soldat im Quartier gelegen. Schlegel führte ihn in sein gewöhnliches Wohnzimmer, das durch die übergroße Einfachheit in der Ausstattung sich

auffallend von dem Zimmer unterschied, das er soeben verlassen. Der Briefträger war ein alter Soldat, der trotz der Jahre seine grade Haltung behauptet hatte. Sein frisches rothes Gesicht wurde durch zwei freundliche blaue Augen belebt.

„Bin schon lange nicht dagewesen,“ sagte er sich setzend und seine Brieftasche abnehmend. „Ging neulich freilich vorbei, brachte Briefe in's Schloß — der Silberberg hat ja jetzt viel zu schreiben. Müßte heute auch noch nach oben, denke aber, Ihr könntet mir wohl den Weg ersparen und den Brief morgen früh in's Schloß bringen.“

Bei dem Namen Silberberg war der Förster zusammengefahren, doch sagte er nichts, sondern stellte, nachdem er dem Briefträger einen Stuhl geboten, eine Flasche und zwei Branntweingläser auf den Tisch.

„Ist Wachholder,“ sagte er, indem er einschenkte und sich ihm gegenüber setzte; „denke, es wird euch gut thun, Steiner — beste Sorte, eigenes Produkt.“

„Kenne ihn, der hält Leib und Seele zusammen,“ sagte der Briefträger schmunzelnd und goß ein Gläschen des kräftigen Branntweins hinunter. Er verzog dabei das Gesicht und kniff die Augen zusammen. „Ein guter Schnaps,“ sagte er dann und setzte das Glas nieder. „Der treibt Einem ja das Wasser in die Augen. Na und hier ist der Brief für's Schloß vom Silberberg — kenne seine Briefe schon von Weitem. Ja, was erzählt man sich nicht Alles in der Stadt! Der Spitzbube will ja wohl das Schloß und die ganze Besitzung kaufen — der Graf soll bei ihm hoch im Buche stehen; na, dann wird der Bald bald kahl werden.“

„Da habe ich doch auch noch ein Wörtchen mitzusprechen,“ rief der Förster laut und schleuderte den Brief auf den Tisch.

Der Briefträger hatte den Kopf über seine Tasche geneigt und suchte darin. „Ja, ja,“ sagte er zustimmend, „man wird Abfindung zahlen müssen.“

Der Förster wollte dies in leidenschaftlicher Weise zurückweisen, doch bezwang er sich und schwieg. Jetzt reichte ihm auch der Briefträger einen zweiten Brief. „Da, Förster,“ sagte er, „da ist auch was für euch. Scheint von der Mutter zu sein, hat schon lange nichts mehr von sich hören lassen, aber das kommt so, wenn man alt wird; da will es mit der Feder gar nicht recht vorwärts,“ meine Hand fängt auch schon an zu zittern. Na, es ist aber doch schön, daß die Alte sich noch ihres Sohnes erinnert! Wie alt wird sie denn sein? Sie muß doch schon in den Sechzigern stehen. Ja, ja, so ist es; als ich im Hause im Quartier lag, da war sie wohl dreißig alt, sah damals noch frisch und schmunzelte aus wie ein junges Mädchen — hatte einen pausbäckigen Burschen auf dem Schoß mit einem Paar Augen, so blau wie der Himmel und einem Gesicht, so heiter und frisch wie ein Maitag. Das war't Ihr, Förster. Da hättet Ihr mal eure Mutter sehen sollen, wie die mit ihrem Zungen sich hatte. Den ganzen Tag hätte sie euch küssen können, und wenn Ihr auf ihrem Schoße saßet, dann konnte sie das Essen und Trinken dabei vergessen. Na und der Alte, der stand dann schmunzelnd hinter ihrem Stuhle, und das war ein Bild, daß Einem das Herz im Leibe lachte. Aber was ist euch denn, Förster?“ rief er, seine Erinnerungen plötzlich unterbrechend. „Habt doch keine schlimme Nachricht bekommen? Die Alte lebt doch noch?“ — Er blickte erstaunt auf den Förster, der mit seltsam veränderten Zügen in den kleinen Brief blickte, dessen unbeholfenes Siegel er erbrochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Albert Lange.

Nicht viele Professoren hat Deutschland aufzuweisen, welche, aus dem Banne der Fachwissenschaft heraustrappend, als ächte Ritter vom Geiste mit eingreifen in alle die Kämpfe, in welchen die freie Forschung mit der traditionellen Beschränktheit, der Drang nach Verallgemeinerung der wissenschaftlichen Errungenschaften mit der Abschließungssucht einer dunkelhaften Gelehrtenzunft, die Idee der Menschenverbrüderung mit dem Egoismus und der Nationalitätsthorheit um den Sieg und die Menschheitszukunft ringen.

Von den wenigen Geisteshelden dieser Art war der geistvollsten, kenntnisreichsten, edelsten einer der am 21. November vorigen Jahres dahingeshiedene Professor der Philosophie an der Universität Marburg — Friedrich Albert Lange. — Am 28. September 1828 wurde Lange zu Wald bei Solingen geboren; nachdem er von 1847—51 zu Bonn und Zürich Philosophie, Philologie und Nationalökonomie studirt hatte, wurde er 1852 Gymnasiallehrer zu Köln. In solch' beschränktem Wirkungskreise vermochte er aber nicht zu verweilen, darum habilitirte er sich 1855 in Bonn als Dozent für Philosophie. Doch schon 1856 sah er sich genöthigt, zum Gymnasium zurückzukehren; er ging als Oberlehrer nach Duisburg. Von hier trieb ihn 1866 seine Theilnahme an der Arbeiterbewegung in die Schweiz, und zwar nach Winterthur, wo er sich eine neue Existenz als Redakteur und Buchhändler gründete. Neben den Geschäften seines engeren Berufs und der Verwaltung mehrerer Ehrenämter widmete der Unermüdlische sich einer umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit, deren Produkte die zürcherische Regierung veranlaßte, ihn im Jahre 1870 als Professor der Philosophie an die Universität Zürich zu berufen. 1872 folgte er, bereits schwer leidend, aber in voller Geistesfrische und ungebrochener Arbeitskraft, dem Rufe nach Marburg, wo er seiner unheilbaren Krankheit nach vieljährigem hartem Kampfe endlich erlag.

An dem zweitausendjährigen Streite zwischen der materialistischen und idealistischen Weltanschauung nahm Lange im Jahre 1866 mit seiner „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart“ hervorragenden Antheil. Dieses sein Hauptwerk gibt neben der geschichtlichen Darlegung der

Schicksale, welche die materialistische Richtung der Philosophie gehabt, und in diese verflochten, eine kritische Geschichte der Philosophie überhaupt; dabei weist es in wohlthuendem Gegensatz zu den übrigen Werken derselben Art den Vertretern des materialistischen Denkens im Alterthum, den Demokrit, Epikur, Lukrez sowohl, als denen in der neueren Zeit, den Gassendi, Hobbes, Lamettrie u. d. ihren Verdienste um die denkende Menschheit würdigen Platz an und dient vor allem der Absicht, die Ueberzeugung wissenschaftlich zu begründen, daß es für den Menschen keine andere als menschliche Erkenntniß und irdische Befriedigung gibt und daß ein vollkommenes Genügen nur durch die allseitige Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten und die harmonische Befriedigung des Bedürfnisses nach dem Wahren, Guten, Schönen gewährt werden kann.

Durchleuchtet von einem ungewöhnlich scharfen kritischen Verstande, ausgestattet mit reichem naturwissenschaftlichem Material und geschrieben in ebenso eleganter als populärer Form, war und ist die „Geschichte des Materialismus“ nicht allein von hohem Interesse für den Philosophen, den Naturforscher und den Kulturhistoriker, sondern bietet auch für die weiteren Kreise der Gebildeten überhaupt lebhaftere Anregung zum Studium, mannichfache Gelegenheit zur Aufklärung und Belehrung — ja sie ist sogar ganz dazu geeignet, durch die Vermittlung derjenigen unter den Gebildeten, welche ihrer Pflicht der Volkserziehung mehr eingedenk oder mehr gewachsen sind, als die Volksschulen und ihre Lenker, zum geistigen Eigenthum aller nach Wissen und Erkenntniß Strebenden zu werden.

So raschen Eingang in's Publikum, als diesem zu wünschen gewesen wäre, fand die „Geschichte des Materialismus“, zum guten Theil wegen ihrer hohen Bedeutung, nicht; sie mußte sich ihr Terrain erst mühsam erobern. Wo sie aber auf Anerkennung traf, da warb sie auch warme Anhänger und unverdrossene Wegbereiter für den in ihr enthaltenen Gedankenschatz.

Nicht viel leichter wurde es einer andern bedeutsamen Arbeit Lange's, augenfälligen Erfolg zu erzielen. Seiner im Jahre 1875 in dritter Auflage erschienenen „Arbeiterfrage“ sah er sich genöthigt, die Erklärung vorauszusenden, er wende sich nicht mehr

„speziell an die Adresse der Arbeiter, sondern an alle Diejenigen, welche vorurtheilsfrei und interesselos genug sind, um die Arbeiterfrage als eine Frage der Zukunft unserer gesammten Kultur im Lichte einer populär-wissenschaftlichen Behandlung ernst und ruhig betrachten zu können. — Zu dieser Wendung hat zunächst die totale Nichtbeachtung der ersten Auflage in den Kreisen der Arbeitervereine und ihrer Stimmführer Veranlassung gegeben.“

Lange hatte hiermit zwar nicht ganz recht: total unbeachtet hatten die Mitglieder der Arbeitervereine, oder besser ausgedrückt: die Angehörigen der eben erst in der Gestaltung begriffenen sozialistischen Parteigruppen, seine „Arbeiterfrage“ nicht gelassen. Aber wenn auch mancher sozialistische Sprecher, hoch angeregt

durch die Einführung darwinistischer Gedanken in die Betrachtung der wirthschaftlichen Verhältnisse, seine geistigen Kampfmittel aus dem Waffenarsenale des Lange'schen Werkes ergänzte, so war die sozialistische Bewegung doch noch viel zu jung, die Bedrängniß durch die Feinde viel zu intensiv, das Augenmerk der weitaus meisten politisch lebendig gewordenen Proletarier nothwendigerweise noch viel zu sehr auf das Nächstliegende gerichtet, als daß die immerhin auf anhaltendes Nachdenken Anspruch machende, 400 Seiten umfassende „Arbeiterfrage“ überall hätte offene Häuser und Herzen finden können. Wäre dem tapferen Geisteskämpfer noch ein Jahrzehnt zu leben vergönnt gewesen — wahrlich! er würde sich überzeugt haben, daß zu den Grundsteinen des sozia-



Friedrich Albert Lange. (Originalzeichnung.)

listischen Parteigebäudes in Deutschland auch die „Arbeiterfrage“ hinzugefügt worden ist.

Aus allen Schriften Lange's, gleichviel, ob sie vorzugsweise das philosophische oder das nationalökonomische Gebiet angehen, leuchtet das angestrenzte Bemühen hervor, durch objektiv-ruhige, kritische Beleuchtung der streitigen Punkte die Erbitterung der kämpfenden Parteien zu mäßigen. Er suchte dahin zu wirken, daß die Soldaten der Kultur, zu deren Heerführern er sich zu zählen ein Recht hatte, niemals genöthigt würden, die Waffen der brutalen Gewalt zu ergreifen. Und gewiß nicht mit Unrecht meinte Lange am Schluß des zweiten Bandes seiner „Geschichte des Materialismus“: „Wohl würde es die bevorstehenden Kämpfe mildern, wenn die Einsicht in die Natur menschlicher Entwicklung

und geschichtlicher Prozesse sich der leitenden Geister allgemeiner bemächtigte, und die Hoffnung ist nicht aufzugeben, daß in ferner Zukunft die größten Wandlungen sich vollziehen werden, ohne daß die Menschheit mit Brand und Blut besleckt werde. Wohl wäre es der schönste Lohn abmattender Geistesarbeit, wenn sie auch jetzt dazu beitragen könnte, dem Unabwendbaren unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten und die Schätze der Kultur unverfehrt in die neue Epoche hinüberzuretten...“

An uns, den um ihre Erkenntniß, um Menschenwürde, um ihre Menscheneristenz kämpfenden Proletariern, soll es nicht fehlen, daß dein schönster Gedanke in Erfüllung gehe! — so rufen wir aus vollem Herzen dem todtten Geistesfürsten in die Gruft nach.



Herzogtumische Auswanderer auf österreichischem Boden. (Seite 240.)

ter
er
aß
ire
uch
ng
ige
um
en,
fen
ruft

Der Mensch.

Von J. Moft.

V.

„Die Intelligenz des Thieres äußert sich ganz in derselben Weise, wie die des Menschen. . . . Es ist kein wesentlicher, sondern nur ein gradueller Unterschied zwischen Instinkt und Vernunft nachweisbar.“
Kraher.

Der Haupttrumpf, welchen die Widersacher der Monogenisten (Anhänger der Lehre von der Entwicklung der Einzelheiten aus dem einheitlichen Ganzen der Natur) ausspielen, besteht in der Behauptung, daß der Mensch durch die Sprache vor allen anderen lebenden Wesen ausgezeichnet sei; aber dieser Trumpf ist weiter nichts, als ein trauriges Armuthszeugniß, durch welches die betreffenden Hochmuthsträger ihre krasse Ignoranz in naturwissenschaftlichen Dingen bescheinigen. Wer sagt diesen Leuten denn, daß der Mensch immer eine Sprache besessen, die nach den heutigen Begriffen diese Bezeichnung verdiente? Und woher wissen sie, daß die Thiere sprachlos sind?

Schon in einem frühern Abschnitt wurde darauf hingewiesen, wie kläglich heute noch die Sprache mancher Völkerschaften beschaffen ist, und wie wenig sich dieselbe von dem Geschnatter anderer Thiere unterscheidet. Und da die Ueberreste des Urmenschen, wie sie an den verschiedensten Stellen der Erde aufgefunden wurden, bis zur Evidenz beweisen, daß unsere Vorfahren den rohesten Menschenstämmen der Jetztzeit noch bedeutend nachstanden, so kann man sich doch wahrhaftig an den fünf Fingern abzählen, daß bei ihnen von einer Sprache im modernen Sinne nicht die Rede sein konnte. Der Urmensch kann, wie sich Westropp ausdrückt, nichts weiter gewesen sein, als ein stummes oder sprachloses Wesen, das sich erst im Verlaufe langer Zeit, ähnlich wie jetzt die kleinen Kinder, die Fähigkeit aneignete, seinen Bedürfnissen und Gefühlen Ausdruck zu geben, während er sich bis dahin mit Geberden und unartikulirten Lauten behelfen mußte, wie jedes andere Thier.

Und was die heutige Menschensprache anlangt, so beweist schon ihre Vielheit, daß sie nicht auf ein erstes Menschenpaar zurückgeführt werden kann, dem sie der „Schöpfer“ eingerichtet hatte. Moses glaubte sich zwar über diesen auffallenden Umstand durch die naive Ausflucht, beim Thurmbau zu Babel sei eine Sprachverwirrung entstanden, hinweghelfen zu können; seinen Juden gegenüber mag auch eine solche Erklärung durchgeschlagen haben, allein der aufgeklärte Mensch läßt sich mit solchen Erzählungen nicht abspeisen, sondern will eine natürliche Auskunft haben. „Der Naturkundige,“ sagt Virchow sehr richtig, „kennt nur Körper und Eigenschaften von Körpern; was darüber ist, nennt er transcendend (übernatürlich), und die Transcendenz betrachtet er als eine Verirrung des menschlichen Geistes.“

Bei vielen Stämmen blieb auch die Sprache noch Jahrtausende lang, wo andere Stämme schon wohläusgebildete Sprachen besaßen, auf ganz primitiver Stufe stehen, wie — es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden — unsere „Wilden“ beweisen. Die Sprachen der kultivirten Menschheit kann man wohl auf wenige gemeinsame Wurzeln zurückführen, nicht aber auf eine einzige, so daß die Gewißheit besteht, daß an mehreren Punkten der Erde von einander unabhängige Sprachentwicklungen stattfanden. Manche Naturforscher behaupten ja sogar, die Menschwerdung selbst sei zeitlich und örtlich getrennt von Statten gegangen.

Von der Sprache des Menschen wird auf seine Vernunft geschlossen, als ob die übrigen Thiere keine Vernunft besäßen! Es hieße wohl Wasser in's Meer schöpfen, wenn ich auch noch Beispiele anföhren wollte, aus denen erhellt, daß kein Thier unvernünftig ist. Wer trotz Allem, was darüber schon geschrieben wurde, hinsichtlich dieses Punktes noch im Unklaren tappen sollte, dem kann ich nur dringend empfehlen, daß er das Thun und Treiben der Thierwelt beobachten möge; wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, der muß bei solcher Gelegenheit in's Klare kommen. Selbst die Theologen und theologisirenden Naturforscher wissen in dieser Beziehung Bescheid, sonst hätten sie durch die Erfindung

des „Instinkts“ der Anerkennung thierischer Vernünftigkeit keinen Stein in den Weg zu legen gesucht.

Freilich, die Grade der Vernunft, welche die verschiedenen Thiere besitzen, sind sehr verschieden, sowohl hinsichtlich der Arten, als auch hinsichtlich der Individuen. Ein Hund ist klüger als ein Schaf; und mancher Hund besitzt viel, mancher wenig Gelehrigkeit. Und unter den Menschen selbst existirt sicherlich die allergrößte Mannichfaltigkeit bezüglich der Vernunft. Ein Neuholländer ist viel dümmere, als der ungebildetste Engländer; und auf den armen und darum (!) wenig gebildeten Mann einer beliebigen Intelligenzstadt blickt der Gelehrte — recht ungebildeterweise, wie ich nebenbei bemerken will — nur sehr verächtlich herab.

Der Grad der Vernünftigkeit eines lebenden Wesens hängt von der Quantität und Qualität seines Gehirns ab. Diejenigen Thiere, bei welchen gar kein eigentliches Gehirn vorhanden ist, und bei denen statt desselben nur Nervenknoten vorkommen, wie z. B. bei den Insekten, sind gewöhnlich in geringerem Grade vernünftig, als solche, welche damit ausgestattet sind, obwohl auch hier einzelne Gattungen viel Verstand an den Tag legen, wie die Ameisen, Bienen etc. beweisen.

Alle Wirbelthiere besitzen Gehirne, und zwar läßt sich nicht verkennen, daß auch dieses Organ sammt dem damit verknüpften Nervensysteme, ähnlich wie das Knochengestänge, die Verdauungsorgane u. s. w., nach einem einheitlichen Plane angelegt ist. Alle Gehirne, von denen der niedrigsten Fische bis zu denen der civilisirtesten Menschen, bilden eine Stufenleiter, die ganz allmählich und wohlvermittelt emporsteigt. Im Allgemeinen steht fest, daß hinsichtlich der Thierarten die relative Durchschnittsgröße des Gehirns über den Grad ihrer Vernünftigkeit entscheidet, im Einzelnen, also gegenüber den Individuen aber kommt daneben noch die Qualität in Betracht, und zwar so, daß nicht selten z. B. ein Mensch mit kleinerem Gehirne weit klüger sein kann, als einer mit quantitativ größerem Denkorane. Dies beruht nicht etwa nur auf bloßen Folgerungen, sondern ist handgreiflich bewiesen worden. Die Qualität des Gehirns ist nämlich sehr auffallend äußerlich wahrnehmbar. Schon die Form des Schädels, die sich der Gehirneform entsprechend entwickelt, läßt den Kenner selten auf falsche Fährten gerathen, sondern offenbart ihm in der Regel, wenigstens annähernd, die betreffende Gehirnqualität. Es ist dies nicht allein bestätigt worden durch die Messungen von Schädeln gebildeter und ungebildeter Leute und civilisirter und wilder Menschen, sondern auch durch die Messungen von Schädeln der lebenden und längst verstorbenen Geschlechter. Ein Hauptmerkmal ist in dieser Hinsicht die Abflachung der hinteren und Auswölbung der vorderen Schädelpartien bei qualifizirten Gehirnen, während ein umgekehrtes Verhältniß durchschnittlich eine geringe Gehirnqualität anzeigt. Eine gewisse relative Größe ist indeß unerläßlich, und Gehirne von besonderer Kleinheit können nicht qualifizirt sein, vermuthlich weil sie von den gewöhnlichsten Denkfunktionen schon so sehr in Anspruch genommen sind, daß zu ihrer qualitativen Entwicklung keine Gelegenheit gegeben ist. Idioten lassen stets schon in der Schädelbildung ein sehr kleines Gehirn erkennen; und die Dummheit der „Flachköpfe“ ist längst sprichwörtlich geworden.

Wird nun aber ein Schädel geöffnet, so daß das Gehirn bloßliegt, dann kann dessen Qualität vielfach erkannt werden. Da sind zunächst die Windungen und Furchen der Gehirnoberfläche zu beachtende Erscheinungen. Zahllose Untersuchungen haben ergeben, daß die Mannichfaltigkeit der Gehirngliederung, wenn man vom Menschen abwärts schreitet, immer weniger hervortritt, und daß eine Thierart desto verständiger ist, je tiefer die Furchen, je zahlreicher die Windungen sind und je regelloser die Gehirnoberfläche beschaffen ist. Die Gehirnmasse großer Denker wurde tief durchfurcht gefunden, deren Windungen waren viel zahlreicher, als bei Menschen von durchschnittlicher geistiger Befähigung.

Oberflächlich betrachtet erscheint das Gehirn als eine breiige Masse; allein in Wirklichkeit gibt es kein Organ, welches eine so komplizierte Konstruktion hat, wie das Gehirn. Millionen ganz feiner Fäserchen oder Röhren, die sich hundertfältig durchkreuzen und verschlingen, sind da vorhanden, die alle bestimmte Funktionen zu verrichten haben, wie man wohl annehmen muß; noch ist es jedoch nicht gelungen, in diese Einzelheiten einzudringen, und die — sehr wünschenswerthe — Erfindung von geeigneten Vergrößerungs-Apparaten und dergleichen würde ohne Zweifel zu vielfachen Entdeckungen innerhalb der Werkstätte führen, wo die Kräfte des Stoffes so Großartiges leisten, daß die daraus entspringenden Resultate als Produkte des „Geistes“ angesehen werden, des Geistes, welchen man sich unabhängig vom Stoff und übernatürlich vorstellt. Wer weiß, ob es der Wissenschaft nicht noch gelingt, diesen „Geist“ ganz direkt bei der Arbeit zu

ertappen — viele seiner Mysterien hat sie ohnehin schon enthüllt. So hat z. B. die Chemie bereits einen tiefen Blick in die innere Sphäre der Gedankenfabrik gethan. Es fanden sich im Gehirn Stoffe, die bei keinem andern organischen Körper vorkommen, so das Cerebrin und das Lecithin. Ferner wurde konstatiert, daß die Gehirnmasse nicht durchgängig gleichmäßig stofflich zusammengesetzt ist, sondern daß in den einzelnen Theilen derselben beträchtliche diesbezügliche Abweichungen bestehen. Endlich ist man durch zahlreiche Vergleichen zur Ueberzeugung gelangt, daß der Phosphor, welcher sich im Gehirnsfett befindet, der eigentliche Vermittler der sogenannten Geistes-thätigkeit sein müsse, indem derselbe in desto größerer Menge vorgefunden wurde, je intelligenter ein lebendes Wesen war. „Ohne Phosphor kein Gedanke!“ sagt Moleschott.

(Schluß folgt.)

Major Davel.

Eine biographische Skizze aus der Schweizergeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Von Robert Schweichel.

Auf halbem Wege von Bevaſy nach Lausanne liegt an einer Bucht des Genferſees das Städtchen Cully. Die steilen, durch ihren Wein berühmten Abhänge des Mont-Jorat drängen hier so nahe an den See, daß die Bewohner des Orts zum Theil genöthigt waren, mit ihren Häusern die Höhe hinauzulichten. Ein schmaler länglicher Platz befindet sich zwischen der Stadt und den blauen Fluthen des Leman. Er dient den Milizen zu ihren Waffenübungen, während die Allee alter Bäume, die ihn von der Wasserseite umschließt, eine angenehme Promenade bietet. Auf diesem Plage erhebt sich gerade da, wo der Reisende den Fuß an's Land setzt, eine Spitzsäule von Marmor mit der Inschrift:

Seinem unterjochten Vaterlande die Freiheit bietend,
Starb er, wie ein Held des Alterthums, allein für dieselbe;
Und, ein frommer Vorläufer unserer neuen Zeit,
Erwartete er ihren Tag in der Unsterblichkeit.

Auf der andern, der Stadt zugekehrten Seite liest man:

„1841

Dem Major Davel,

gestorben für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes
den 24. April 1723.“

Wer war Davel? — „Ein Märtyrer der Freiheit seines Vaterlandes!“ entgegnet der Waadtländer lebhaft: denn das Gedächtniß desselben lebt noch warm in Aller Herzen.

Die neue Zeit hat die Tafeln der Geschichte mit unzähligen Namen Derer angefüllt, um deren Stirn die Erinnerung den Märtyrerkranz geslochten hat, und der Fremde verfolgt ohne weitere Frage seinen Weg. Allein seine Kälte reizt und entflammt den Angesprochenen — es gilt die Ehre Dessen, den die in dieser Beziehung so karge Schweiz eines Marmors werth fand, und er beginnt das Leben seines Helden mit kurzen Zügen zu beschreiben. Die Aufmerksamkeit des Fremden ist gefesselt und nach Analogien in der Geschichte suchend, um sich den Charakter Davel's zu erklären, findet er nur eine — die Erscheinung der Jungfrau von Orleans. Wie sie, so stützte auch Davel sich auf eine besondere göttliche Mission; auch ihm geschahen Zeichen und Wunder. Aber auch ihn wird man ebenso wenig des Betrugs zeihen dürfen wie das Mädchen von Domremy.

Davel stammte aus einer Familie von Weinbauern; sein Vater hatte indessen den geistlichen Stand erwählt. Er war Pfarrer in Cully, und hier wurde Johann Daniel Abraham Davel im Jahre 1667 geboren. Der Knabe war nicht ohne tüchtige geistige Anlagen und schon früh überraschte er durch die scharfe Auffassung der Predigten seines Vaters wie durch die Klarheit und Wichtigkeit seiner Reflexionen. Dennoch erhielt er statt einer gelehrten eine auf das Praktische gerichtete Erziehung, die seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten eine um so selbstständigere Entwicklung gestattete.

Man betrachtete damals den Kriegsdienst allgemein als das beste Mittel, die Welt kennen zu lernen und Geld und Ehre zu erwerben. Selbst Geistliche theilten diese Anschauung. Auch Davel wurde für diese Laufbahn bestimmt, und er begann sie, nachdem er 20 Jahr zurückgelegt hatte. Ob ihn eigene Neigung oder der Wunsch der Eltern dazu bestimmte, kann nicht entschieden werden. Vielleicht bewog ihn ein geheimnißvolles Ereigniß dazu, auf das ich später zurückkommen werde. Davel diente und focht unter dem Prinzen Eugen, dem Herzog von Marlborough und Ludwig XIV. mit Auszeichnung. Seine Dienstzeit ging eben zu Ende, als der politisch-religiöse Bürgerkrieg 1712 ausbrach, der die kleinen katholischen Cantone der Schweiz dem protestantischen mächtigen Zürich und Bern gegenüberstellte. Die Untertanenpflicht — denn schon seit 1536 stand das Waadtland unter der Herrschaft Berns — rief Davel zu den Waffen, ehe er noch die Heimat begrüßen konnte.

Die Waadtländer galten damals für die tapfersten Truppen der Schweiz. Bern hatte ihnen, wie seiner ganzen Herrschaft, eine vorzügliche militärische Organisation gegeben; sie selbst verbanden den feurigen Muth der Franzosen mit der zähen Ausdauer des Bergvolks. Davel galt für einen der besten Offiziere dieser Armee. Zwanzig Kriegsjahre, die er als Adjutant unter seinem Landsmann, dem General Sacconay, gedient, hatten seine Geistesgegenwart, seine Klugheit und kaltblütige Unererschrockenheit erprobt. Die Schlachtfelder von Hochstetten und Ramillies waren Zeugen seiner Tapferkeit gewesen; der Sieg bei Bremgarten, der Ueberfall bei Seiz und der furchtbar blutige Tag von Billmergen, dessen Preis waadtländischer Heldenmuth errang, flochten ihm jetzt neue Lorbeeren.

Abraham Biard, ein Sergeant aus Bevaſy, schildert Davel während dieser Schlacht, deren Entscheidung lange schwankte, mit folgenden Worten: „Schiffley, Secretär der Generalität, sagte zu Davel: „Wir sind verloren, wir weichen!““ aber Davel, ruhig wie bei einer Musterung, auf die Division Manuel zählend und auf die Ankunft der Brigade von Mullinen, welche die Luzerner im Rücken angreifen sollte, erwiderte: „Das ist nichts — warten Sie — bleiben wir fest und Sie werden gleich sehen, daß die Schlacht gewonnen ist.““

Außer seinen Helthaten schreibt Davel selbst sich noch eine besondere Rolle während dieses Kriegs zu, und die halben Geständnisse seiner Zeitgenossen, die sich ebensowenig wie er auf Einzelheiten einlassen, bezeugen, daß er einen bedeutenden Einfluß auf die Ereignisse, eine Art geheimer Leitung derselben, eine besondere vertrauensvolle Stellung, die höher als sein Rang, gehabt habe. Seine Freunde sprechen von bedeutenden Diensten, die er dem Staate geleistet, von delicatesen und wichtigen Umständen, in denen er sich rühmlich ausgezeichnet habe, während

seine Gegner einfach bemerken, man habe gegen das Ende des Feldzugs seine Talente anerkannt. Welcher Natur diese besondere Rolle auch gewesen sein mag, unehrenhaft war sie gewiß nicht, denn sonst hätte Bern diesen Umstand später sicher benutzt, den Charakter Davel's in den Augen seiner Landsleute herabzusetzen. Sein Entwurf zur Befreiung des Waadtlandes rechtsfertige aber das anerkennende Urtheil seiner Feinde in politischer wie militärischer Beziehung. Mochte nun diese confidentielle Stellung dem Major Davel zur Schärfung seines politischen Blicks gebient haben, so gewährt ein anderes Ereigniß des Villmerger Kriegs eine Einsicht in seinen Charakter und sein Gefühl, die für die Begründung seines spätern Entschlusses wichtig ist.

Die verbündete Armee der Berner und Züricher war nach der Schlacht bei Bremgarten vor Baden an der Limmat, die gewöhnliche Residenz des österreichischen Gesandten Trautmannsdorf, gerückt. Am 29. Mai 1712 begann ein furchtbares Bombardement auf den rings eingeschlossenen Ort, welches von den Katholischen kräftig erwidert wurde. Diese erklärten, sich lieber unter den Trümmern der Festung begraben zu lassen als sich zu ergeben. Zwei Tage dauerte schon die Beschiesung, da schickte der Graf von Trautmannsdorf, der nicht aus der Stadt gewichen war, einen Parlamentär an Sacconay, den General en chef des Berner Heers, mit der Bitte, den Kampf für einige Stunden einzustellen, damit die Gesandtschaft den Platz ungefährdet verlassen könne. Davel, für seinen Heldenmuth bei Bremgarten zum Unterstabsmajor ernannt, erhielt den Auftrag, den Abzug des Grafen zu bewerkstelligen und zugleich sich mit dem Zustande Badens bekannt zu machen. Während die Gesandtschaft sich zur Abreise rüstete, ward Davel von dem Magistrate in ehrenvoller Weise begrüßt. Er benutzte die Gelegenheit, der Behörde die Unhaltbarkeit des Places begreiflich zu machen; er forderte sie auf, mit ihm in das Lager zu kommen, um sich von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen, indem er hinzusetzte: „Wir sind keine unversöhnlichen Feinde. Nur mit Schmerz befolgen wir einen Befehl, der die Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln muß.“

Davel's Vorschlag wurde angenommen, und Sacconay bewilligte den Abgeordneten eine Verlängerung des Waffenstillstandes, um ihre Kollegen für die Kapitulation zu gewinnen. Allein der Kommandant des Züricher Armeekorps erklärte ihnen, daß er

sich in keine Unterhandlungen einlassen könne und die Beschiesung wieder aufnehmen würde, wenn Baden sich bis 10 Uhr Abends nicht auf Gnade und Ungnade ergeben hätte.

Diese Eröffnung verbreitete einen panischen Schrecken in der Festung. Die Besatzung wollte die Vertheidigung fortsetzen; allein die Bürger bemächtigten sich eines Stadthors und ließen die Züricher ein. Baden mußte den Verbündeten den Huldsigungseid leisten, 100 Louisdor für die Kirchenglocken der Stadt bezahlen, die nach Kriegsrecht der Artillerie der Belagerer gehörten, das Geschütz und sämtliche Kriegsmunition ausliefern. Ihre Privilegien und ihr Glaube wurden den Einwohnern gegen die Verpflichtung gelassen, außerhalb der Vorstädte eine protestantische Kapelle zu errichten. Endlich wurden trotz des heftigen Widerspruchs Sacconay's und aller seiner strategischen Einwendungen die Festungswerke geschleift. Selbst das alte Schloß wurde niedergedrückt und nur die Kapelle desselben blieb verschont, in welcher der Landtag des alten Bundes seine Sitzungen gehalten hatte.

Davel konnte sich nicht verhehlen, daß seine Zureden zumeist das unglückliche Schicksal Badens verschuldet hatten. Denn bei dem guten Zustand der Festung unterlag es wohl keinem Zweifel, daß eine fortgesetzte Vertheidigung wenigstens zu einer günstigen Kapitulation geführt haben würde. In einem Briefe, den er hierüber an den General von Sinner, einen Berner Senator und seinen ehemaligen Waffengenossen richtet, erinnert er mit einer schmerzlichen Resignation an die Versprechungen, die er den Badensern gemacht, verwendet sich für sie und beklagt die verlorene Unabhängigkeit des Volkes. Zugleich warnt er den Patricier vor den Gefahren, welche der Hochmuth der Gewalt heraufbeschwören müsse. Er sagt: „Baden ist sehr hart behandelt worden. Dennoch würden die Interessen des Souveräns nur um so besser sich befinden, wenn man die Stadt menschlicher behandelt hätte. Die mehr als 100 Mann starke Besatzung hat sich nur auf meine Empfehlung hin ergeben, als ich Verordneter in der Stadt war. Ich hatte den Badensern eine sanftere Behandlung versprochen, wenn sie sich ergeben wollten. — Ich fürchte, das Glück unserer Waffen verleitet uns zu einem Uebermuth, der in seinen Folgen gefährlich werden kann. Aber ich darf mir keine Betrachtungen gestatten, die meine Stellung überschreiten.“

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute in der Union.

Für die „Neue Welt“ von A. Douai.

(Schluß.)

Allein umso mehr sollte man von ihnen selbstständiges Denken, feste Ueberzeugungstreue, uneigennütziges Hingabe an edelmenschliche Zwecke und gründliche Durchbildung erwarten. Und grade daran fehlt es ausnehmend, während es den Engländern daran nicht gebricht. Daß sie noch kein einziges größeres Kunstwerk hervorgebracht haben, Nachahmungen und Werke Eingewanderter ausgenommen, und daß auch bei ihren größten Männern der Wissenschaft die neuen Gesichtspunkte und fruchtbaren Gedanken, die Ursprünglichkeit und Vielseitigkeit der Auffassung fehlen, ist höchst bezeichnend. Vielleicht noch bezeichnender aber ist ihr unbegrenztes Verbeugen vor Autoritäten, ihr Mangel an sittlichem Muth, ihr Liebäugeln nach allen Seiten, welches sich unter dem Vorwand der Duldsamkeit (Toleranz), wie sie unter einer freien Verfassung nötig sei, verbirgt, ihr Mitmachen aller Modethorheiten und ihre Scheu vor allen mißliebigen Ansichten und deren Bekennen. In der Geschichte dieser Nation gibt es zahlreiche bewundernswürdige Züge von Willenskraft und Selbstvertrauen, weshalb auch die „selbstgemachten Männer“ (Autodidakten) höchst häufig sind. Allein es nimmt nicht nur mit jeder neuen Generation die Willenskraft ab, sondern weitaus die meiste Energie hat sich im „Geldmachen“ erschöpft oder an unmöglichen Leistungen zugrunde gerichtet, wie die Zehntausende patentirter Erfindungen beweisen, welche mehr gefostet als eingetragen haben und nie

versucht worden wären, wenn die Erfinder von Haus aus mehr wirkliche Kenntnisse und Verneiner besessen hätten. Um nur einige Beispiele anzuführen: es gab bis vor kurzem nicht einen eingebornen Modelleur oder Zeichner für Kunsfsachen; es gibt noch heute unter den Hunderttausenden fähiger Redner höchst wenige, welche richtig betonen könnten; ohne Kulissenreizerei gefiel kein Schauspieler; es gibt keinen durchgebildeten Lehrer, der Anfängern ein sicherer Wegweiser sein könnte, wie man unterrichten muß; die Menge der Perpetuum mobile, welche patentirt sein wollen, übersteigt allen Glauben, und im Laufe der letzten Monate sind schon wieder zwei neue Naturkräfte entdeckt worden, deren wunderbare Leistungen vielen Glauben finden. Kurz, die Oberflächlichkeit und der Hang zur Einseitigkeit rächt sich an den Amerikanern durch eine ganz unbeschreibliche Kraft- und Güterverwüstung, und die Anlage der Nation ist sichtlich im Abnehmen, wozu die ganz allgemeine Verweichlichung und Willenlosigkeit der Eltern bei der Kindererziehung ebenso sehr Ursache, als sie selbst eine Wirkung der eignen Charakterlosigkeit ist. Wir könnten darüber ein dices Buch voll Beweisen schreiben; aber erklären wir lieber aus der Natur der Sache, warum es gar nicht anders sein kann.

Boden und Klima aller großen Festländer sind kulturfeindlich, außer wo stark und mannichfach vom Meere ausgedehnte Küsten mit vielen vorliegenden Inseln vorhanden sind; und auch da sind

sie nur auf mäßige Entfernung in's Innere hinein und außerhalb des Polarkreises kulturfreundlich. In der Jugend der Menschheit, wenn die Schifffahrt noch unbeholfen ist, dient auch die durch weite Meere abgesehene Lage als Kulturbüchse. Deswegen sind das Südpol-Land, Neupolland und der größte Theil von Afrika und Asien sehr, fast ganz Amerika ziemlich kulturfreundlich, und nur Europa, mit Ausnahme des Nordostens, kann als eigentlich kulturfreundlich bezeichnet werden, d. h. fähig, eine stets fortschrittliche Menschheit zu entwickeln. In allen anderen Ländern konnten Menschen entweder gar nicht entstehen, oder, wo sie entstanden und wo sie einwanderten, mußten sie auf einer der niedrigen Entwicklungsstufen stehen bleiben, von welcher aus ein freiwilliger Fortschritt nicht möglich ist. Völker, welche aus einem besseren Kulturlande in ein schlechteres umstiedeln, schreiten ohne Ausnahme zurück, und zwar um so mehr, je größer der Unterschied zwischen beiden ist. Nur Völker der höchsten Kulturstufe trotzten der Ungunst des Bodens und Klimas lange, vermögen vielleicht auch sich auf ihrer Höhe zu erhalten, wenn sie eine ganz planmäßig darauf berechnete Lebensweise einhalten; aber daß sie dies können und sogar ihre Natur verbessern, ist noch durch keine einzige geschichtliche Erfahrung belegt. Wenn im Verlaufe der Jahrhunderte der Boden eines Landes ausgezogen oder durch Kriege entwaldet und das Klima dadurch verschlechtert wird, sinkt auch die Kultur des Volkes, und sie steigt mit der Verbesserung des Klimas. Kurz, in der Kindheit und Jugend der Menschheit sind Boden und Klima die einzigen Ursachen der Entwicklung; sie erzeugen die Verschiedenheit der Rassen und Völker. Die Abstammung tritt erst später in die Verkettung entwickelnder Ursachen ein und wird nie eine so bedeutende Macht auf die Geschichte der Menschen ausüben, daß sie nicht durch Boden und Klima geschwächt werden könnte. Diese und eine Menge weiterer daraus folgender Sätze können auf das genügendste bewiesen werden; wie alle naturwissenschaftlichen Gesetze keine Ausnahme gestatten, so gibt es auch kein Volk, welches ausnahmsweise seines Klimas Herr geworden wäre, so wenig als je die sogenannte menschliche Willensfreiheit ein Naturgesetz hat verkehren können.

Nachdem also auf dem Boden Amerikas alle Menschenrassen, ja selbst fast alle ihre Unterarten, nach ihrer Einwanderung entweder sofort zurückgeschritten sind oder doch nur eine kurze fortschrittliche Blüthe entwickelt haben, um dann ihren unaufhaltsamen Verfall zu beginnen; und nachdem selbst bei den hierher verpflanzten kräftigsten Fortschrittsvölkern Europas der Verfall sichtlich begonnen hat, so behaupten wir zwar nicht, daß es kein Mittel gebe, diesen Verfall aufzuhalten oder sogar die Entwicklung in

gleichbleibender Höhe zu erhalten. Was wir aber beweisen können, ist, daß die planmäßige Anwendung passender Mittel noch nicht erfunden, geschweige denn vereinbart wäre, und daß im allerbesten Falle die Menschheit hier Europa nicht überflügeln, an Kulturfortschritt nicht übertreffen, nicht die Lehrerin, sondern immer nur die bereitwilligste Schülerin Europas werden könne. Wir wissen, daß alle Bervollkommnung der menschheitlichen Anlage nur auf dem Boden des westlichen Europa erzielt werden kann, um von hier aus durch Nachahmung über die Erde verbreitet zu werden. Und von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt die europäische Massenauswanderung nach Amerika die Bedeutung einer Verwüstung werthvollster Kraft, welche Europa zu Rathe halten sollte.

Die Folgen des amerikanischen Klimas sind zweifach, je nachdem die Lebensweise der Einwohner geregelt ist. Entweder man gibt sich einer lebhaften geistigen Thätigkeit hin, wie es die Mehrzahl der Angelfachsen thun und gethan haben; dann schwächen der arge und so häufig scharfe Wechsel zwischen dem Uebermaße der Hitze und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, elektrischen Spannung und Abspannung der Luft und die dadurch veranlaßten Unvorsichtigkeiten in der Lebensweise, zuerst das Nervenleben durch vielen Wechsel übermäßiger An- und Abspannung, dann die Ernährung, dann die Muskelthätigkeit und Zeugungskraft, und Schritt für Schritt auch das Gehirnleben. Und dies Alles ist von den besten hiesigen Ärzten und Naturforschern längst anerkannt. Oder man bethätigt sich geistig so wenig wie die zweite und die folgenden Generationen der Deutschen es thun, dann wird eine dem Klima besser angepasste Diät das Leibesleben zwar länger, aber doch nicht ganz vor Verfall bewahren, jedoch ein geistiges Leben nicht in fortschrittlichem Maße aufkommen lassen, während eine unangemessene körperliche Lebensweise obendrein die Gesundheit weit rascher und völliger zugrunde richtet, als man es in Europa erleben kann.

Es kann aber keinem europäischen Auswanderer, der dies weiß, gleichgültig sein, ob er seine Nachkommenschaft einem leiblichen und geistigen Verfall von Stufe zu Stufe preisgeben muß, zumal deren massenhafte Rückwanderung nach Europa kaum möglich ist. Geht auch der Verfall bei vernünftiger Lebensweise ziemlich langsam, so kann doch schon jeder Einwanderer, welcher Großvater oder Urgroßvater geworden ist und ein Auge für dergleichen hat, die stufenweise Abnahme der Begabung von Glied zu Glied unter den Seinigen recht wohl feststellen. Es ist kein Wunder, daß unter den alten Familien, welche eine amerikanische Erfahrung von zweihundert und mehr Jahren aufgespeichert haben, der Pessimismus sehr verbreitet ist.

Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von G. B.

2. Unsere Wohnungen.

(Fortsetzung.)

Die Hälfte der geborenen Kinder fällt dieser verpesteten Atmosphäre zum Opfer, und auch die Heranwachsenden bleiben weit unter dem durchschnittlichen Lebensalter der in besseren Wohnungen Lebenden. Was nützt es den Ärmsten, Krankenkassen zu organisiren, wenn die Hauptursache ihrer schlechten Gesundheit, die schlechten Wohnungen, bestehen bleiben? Ist es ein Wunder, wenn sich die Seele so vieler verfinstert in der düstern, höhlenartigen Behausung? Wenn sie es müde werden, fort und fort ohnmächtig gegen diese Verpestung anzukämpfen, und lieber in Schmutz und Unrath verkommen, dem Reide nachhängen und auf Verbrechen sinnen? Es gehört mehr moralische Kraft dazu, als mancher Sittenprediger selbst besitzen mag, um in solchen Wohnstätten sich körperlich und geistig rein zu halten, mehr Entfagung, um dort ein Familienleben zu führen, mehr Selbstüberwindung, um dort noch Liebe für Mitmenschen und Gesellschaft, noch Sinn für Bürgerpflicht zu hegen, als die Mehrzahl der Philanthropen sich träumen läßt. Deshalb ist es

auch ein vergebliches Bemühen, durch Lehren und Predigen, durch Mahnen an christliche Entfagung, durch Hinweisen auf ein freudiges Dasein im Jenseits die Armen heben und bessern zu wollen. Solche Worte können von ihnen nur als Verhöhnung ihrer traurigen Lage aufgefaßt werden. Hier hilft auch keine Privatwohlthätigkeit, hier kann nur durch energisches Eingreifen der Gesetzgebung, der Kommunal- und Staatsverwaltung eine Aenderung bewirkt werden.

Ehe wir jedoch die Stellung der Gesetzgebung unseren Wohnungen gegenüber in's Auge fassen, muß noch eins erwähnt werden: nämlich die Einwirkungen, denen die Wohnungen von außen her ausgesetzt sind. Was nützt mir das zweckmäßigst gebaute und eingerichtete Wohnhaus, wenn der große oder kleine Stein, der vor der Thür vorbeiführt, oder die Abtrittgrube unter meinem Fenster die Luft verpestet und ungesund macht, oder wenn nebenan eine Leimsiederei, Talgschmelzerei und dergleichen steht, durch deren Ausdünstungen die Luft ebenfalls in einer Weise verdorben wird, daß man krank werden muß? Hier ist meine persönliche Bemühung um Fernhaltung dieser Schädlichkeiten ganz

ungenügend. Ich kann den Kaminstein vor dem Hause, in dem ich wohne, reinigen; aber wenn dies nicht allgemein geschieht, wird der Gestank deswegen doch nicht verschwinden. Ich kann hohe, helle Fenster und eine gute Ventilation in meinem Hause haben; meine Wohnung wird deshalb doch düster und feucht sein, wenn gegenüberstehende Häuser das meine einklemmen, von der Sonne absperrn und ihm Luft und Licht abschneiden. Hier kann ebenfalls nur durch allgemein gültige gesetzliche Bestimmungen einem gefahrvollen wüsten Durcheinander vorgebeugt werden. Gesetzliche Bestimmungen sind hier nicht nur im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt, sondern auch im Interesse der öffentlichen Sicherheit, des öffentlichen Verkehrs und des öffentlichen Anstandes notwendig, und zwar in um so höherem Grade, je größer der betreffende Ort ist. Es stellte sich daher schon früh die Nothwendigkeit heraus, durch Aufstellung von allgemein gültigen Bauordnungen der planlosen Errichtung von Gebäuden vorzubeugen. Der ursprüngliche Zweck aller so entstandenen Bauordnungen war demnach, zu verhindern, daß zum Nachtheile der öffentlichen Wohlfahrt, der öffentlichen Sicherheit und des öffentlichen Verkehrs und Anstandes gebaut werde. Bis zu einem gewissen Grade tritt dieser Zweck auch bei allen Bauordnungen zu Tage; doch während eine wirklich gemeinnützige Bauordnung das Interesse der öffentlichen Wohlfahrt obenan stellen würde, ohne deshalb die Anforderungen der öffentlichen Sicherheit, des Verkehrs und des Anstandes zu vernachlässigen, haben viele Bauordnungen auf die öffentliche Wohlfahrt nur sehr wenig Rücksicht genommen, dagegen ihr Hauptaugenmerk, je nach den Sonderinteressen der augenblicklich maßgebenden Persönlichkeiten, auf andere Dinge, sei es auf die äußere Form, sei es besonders auf die Vorkehrungen gegen Einsturz und gegen Feuersbrunst, oder auf die Errichtung von möglichst zahlreichen und großen Gebäuden auf dem möglichst kleinen Raume gerichtet. Obwohl die nach dergleichen Grundrissen errichteten Wohnungen für die Besitzer den Vortheil haben, daß sie eine höhere Rente abwerfen, so verschlechtert sich doch dabei der Gesundheitszustand der betreffenden Miethsbevölkerung in so erschreckender Weise, daß einsichtige Behörden sich trotzdem entschlossen haben, der vernachlässigten öffentlichen Wohlfahrt eine größere Aufmerksamkeit in den Bauordnungen zu widmen, auch wenn damit eine Verminderung des Gewinnes der Grundbesitzer verknüpft ist.

In der That, wenn die Staatsbehörde sich erst einmal von der Nothwendigkeit überzeugt und sich entschlossen hat, gegen den Verkauf verfälschter und verdorbener Nahrungsmittel einzuschreiten, den Verkauf von mit Arsenfarben gefärbten Tapeten und Kleidern zu verbieten, so darf sie auch nicht zugeben, daß das tausendmal mörderischere schleichende Gift einer finstern, feuchten, engen und mit verdorbener Luft erfüllten Wohnung Jahr um Jahr seine Opfer dahinraffe.

Es waren englische Behörden, welche zuerst entschiedene Maßregeln in dieser Beziehung ergriffen; ihrem Beispiel folgte bald Frankreich nach, während wir bei uns in Deutschland kaum von Anfängen sprechen können. Die Verheerungen, welche durch Cholera und Typhus in den großen englischen Städten in den Jahren 1832—37 angerichtet wurden, veranlaßten die Einsetzung eines Untersuchungs-Ausschusses des Unterhauses, und in Folge der Berichte dieses Ausschusses kam die Act for promoting the Public Health (Gesetz zur Beförderung der öffentlichen Gesundheit) am 31 August 1848, und die Act for the more speedy Removal of certain nuisances and the Prevention of contagious and epidemic diseases (Gesetz für die schnelle Beseitigung gewisser Schädlichkeiten und die Vorbeugung ansteckender und epidemischer Krankheiten) am 4. September 1848 zu Stande, in denen das General Board of Health (allgemeine Gesundheitsamt) errichtet wurde. Hierauf folgten bald andere Gesetze, so 1853 das betreffend die Common lodging houses (gemeinsamen Logirhäuser), 1858 die Local Government Act (Gesetz über die Ortsverwaltung), 1863 die Artisans' dwellings Act (Gesetz über Handwerkerwohnungen) und besonders für die Hauptstadt die Metropolitan Buildings Act for London (Haupt-

städtisches Gebäudegesetz für London) und die Act for the better Local Management of the Metropolis (Gesetz für bessere Lokalverwaltung der Hauptstadt), durch welche die früheren Verordnungen erweitert und verbessert wurden.

Diese Gesetze bezogen sich zunächst nur auf die Städte mit über 10,000 Einwohnern; sie ordnen für dieselben nicht nur die sanitäre Beaufsichtigung der Neubauten, sie sorgen auch für die Durchführung der Gesundheitsregeln in schon bestehenden Wohnhäusern, setzen die Maximalzahl der Bewohner für die Wohnungen fest u. s. w. Sie ermächtigen die Gemeinden, behufs Ausführung dieser Bestimmungen hohe Geldstrafen auf das Vermietten von für ungesund erklärten Wohnungen zu setzen, nöthigenfalls deren Absperrung, ja die exekutive Abänderung der Uebelsände, den Verkauf zum Abbruch, den Umbau oder Neubau zu verfügen. Von diesen Rechten machten die betreffenden Behörden einen umfassenden Gebrauch.

Frankreich zögerte nicht, dem von England gegebenen Beispiel zu folgen. Am 20. Nov. 1848 wurde die Ordonnance concernant la salubrité des habitans (Verordnung, betreffend die Gesundheit der Einwohner) erlassen, und am 13. April 1850 die Loi relative à l'assainissement des logements insalubres (Gesetz, betreffend die Gesundmachung ungesunder Wohnungen). Durch die Verordnungen vom 15. Dezember 1851 und 23. November 1853 wurde die Errichtung von Conseils d'hygiène et de salubrité (Gesundheitsräthe) in allen großen Städten verfügt, denen sich für die Departements Generalräthe und in Paris ein Central-Gesundheitsrath (Conseil central de salubrité) angeschlossen. Außerdem wurde für Paris noch eine besondere Commission des logements insalubres (Kommission für ungesunde Wohnungen) errichtet, der namentlich die Aufgabe zufiel, die ungesunden Wohnungen herauszufinden und die Mängel derselben den Besitzern und dem Conseil municipal mitzutheilen.

Die heilsamen Wirkungen aller dieser gesetzlichen Bestimmungen zeigten sich bald. Die Commission des logements insalubres in Paris fand z. B. allein in den Jahren 1857—59 1645 ungesunde Wohnungen. Von diesen wurden auf den bloßen Rath und die Mahnung der Kommission 1097 Wohnungen oder 66,6 pCt. freiwillig verbessert und in gesunden Zustand versetzt, 247 Sachen wurden vom Conseil municipal entschieden und nur 41 gingen bis zum Conseil de préfecture und 45 vor das Tribunal. Diese 1645 beanstandeten Wohnungen beherbergten mehr als 70,000 Menschen, worunter viele Greise und Kinder, für welche die Wohnungsschädlichkeiten besonders nachtheilig sein mußten und deren Loos auf diese Weise wesentlich gebessert wurde. Diese Ergebnisse spornten den Eifer der Behörden zu noch größerer Thätigkeit an. In den Jahren 1860—61 wurden 1571 und in den Jahren 1862—65 noch 13,950 Wohnungen von der Commission des logements insalubres als ungesund bezeichnet. Von diesen 13,950 beanstandeten Wohnungen wurden 12,253 oder 87,8 pCt. freiwillig in gesundheitsdienlichen Zustand versetzt und nur 1617 mußten durch Anordnungen des Municipalraths und 80 durch Befehl der Präfektur entsprechend hergestellt werden. So nimmt auch der Widerstand der Bevölkerung gegen neue Maßregeln der Behörden bald ab, wenn dieselben nur wirklich gemeinnützig sind.

In England war die wohlthätige Wirkung der erwähnten Gesetze nicht weniger großartig. Wie Dr. Chalibaens in Dresden mittheilt, kamen im Jahre 1850 in London in einem einzigen Public lodging house (öffentliches Logirhaus, Hotel garni) allein 20 Todesfälle an Typhus und verwandten epidemischen Krankheiten vor. Im Jahre 1853, nachdem diese Logirhäuser den sanitären Bestimmungen entsprechend hatten umgestaltet werden müssen, kamen unter den 30,000 Personen, die in denselben beherbergt wurden, im Ganzen nur 10 Todesfälle durch typhöse Krankheiten vor. Während ferner im Jahre 1854 in ganz London auf 10,000 Bewohner 44, in den schlechtesten Stadtvierteln sogar 259 Todesfälle kamen, war sie grade in den Logirhäusern, obgleich deren Bewohner sich hauptsächlich aus den schlechtesten Stadtvierteln rekrutiren, 8 auf 10,000. (Fortsetzung folgt.)

Abgerissene Bilder aus meinem Leben.

Von Joh. Ph. Becker.

(Fortsetzung.)

Hierauf fing nun die Kupfernase so heftig und halbraspelnd, wie sonst noch nie, zu kreischen an: „Ei, ei, wie der verfluchte Gaudieb auf einmal so fromm thut, als wenn er der Pfarrer von Epstein wär', und als wenn man nicht wüßte, daß dieser Strauchmörder schon früher zwei Jahr' im Zuchthaus von Kaiserslautern am Spinnrad gebrummt hätt'. Ja, wenn so ein Generalstrolch freigesprochen werden thät', so bekämen wir andern brave Leut' über unsere Freisprechung hinaus noch ein gutes Trinkgeld und ein Ehrenkreuz heraus.“ „O ja, dir wünsch' ich ein gutes Trinkgeld, daß du dich todt schnapsen könnt'st und bald ganz die Kränke am Leib hätt'st, du miserables Buchsmafergesicht,“ erwiderte, ergrimmt thüend, der Gaudieb, unter allgemeinem Hohn- und Gelächter, Zischen und Pfeifen der Andern, wie bei einem Theater-Fiasco. „Nun, da soll doch ein Kreuzheilighonnerwetter so eine lumpige Boutif' zusammenschmeißen, wo da jeder Spitzbub' unschuldig sein will,“ schrie jetzt ein vierchrötiger Küferburche, mit mächtiger Faust durch die Luft hauend, in den Heidenlärm hinein. „Ja,“ fuhr er fort, „ihr seid lauter Heuchler und Großmäuler; ich sag's frei heraus, ich bin nicht unschuldig, ich will auch nicht unschuldig sein, ich bin froh, daß ich schuldig bin. Da hab' ich vor unserm Haus auf der Gass' einem großen Faß die Keif' angetrieben und dabei das Freiheitslied gepfiffen.“

„Der Hauptmann, der lebe, der geht uns kühn voran,
Wir folgen ihm muthig auf blut'ger Siegesbahn.“

als grad' zwei Gensdarmen vorbeimarschirt sind, die mir gesagt haben, ich sollt's Maul halten, das wär' ein verbotenes Lied, das ich pfeifen thät'. Drauf hab' ich gesagt: Nun, wenn man nimmer pfeifen darf, so will ich auch Eins singen, und hab' auch gleich angefangen:

„Fürsten zum Land hinaus,
Jetzt kommt der Völkerschmaus;
Aristokraten werden gebraten,
Fürsten und Pfaffen, die werden gehängt.“

Da wollten sie mich gleich packen; ich aber war nicht faul, und hab' ihnen mit meinem Küferhammer auch die Keif' angetrieben, daß sie ihr Lebtag an mich denken werden. Gestern Morgen sind sie aber, wo ich schon gar nicht mehr an den Spaß gedenkt hab', ihrer sechs gekommen, haben mich aus dem Bett geholt und da in diesen Brummkasten gesteckt. Wenn ich aber wieder draus bin, und es kommen mir noch einmal so ein Paar bayrische Pappsäck' in den Weg, so hau' ich sie lederweich, und wenn mich's auch das Leben kost't; ich will ein freier Mann sein und immer für die Freiheit kämpfen.“ „Ja, der hat Recht!“ „Da bin ich auch dabei!“ und „Ja, so muß es kommen!“ riefen nach einander verschiedene Stimmen. Doch ein mir eben näher getretener Genosse sagte mir halblaut: „Der Küfer gehört gewiß zu der Schreckensmännerbande, die schon seit Jahr und Tag um Frankenthal herumhaust und wo einer Namens Schansilp (Jean Philipp) der Hauptmann davon ist.“ „Das ist wahr,“ begann jetzt mein linksseitiger Nebenmann mit noch leiserer Stimme, aber um so wichtigerer Miene, den Schansilp hab' ich schon gesehen (er log natürlich), das ist ein wahrer Herrgottsfarment, ein Kerl wie ein Ries', und wenn der Einen packt, so wirft er ihn über sechs Tisch' hinaus. Ja, der hat die Tausendkränke im Leib und ist noch ärger als der Hesse (ein Räuberhauptmann), dem sie in Mainz den Kopf runtergeschlagen haben.“ Hiermit erfuhr ich über einmal, daß ich schon eine ganz rührende Legende hinter mir über hatte, was mich bei meiner damaligen Eitelkeit auf meine Leibesstärke nicht wenig entzückte, obwohl ich dabei die Vergleichung mit einem so greulich berücktigten Räuberhauptmann mit in den Kauf nehmen mußte. Doch sollte ich jetzt nicht lange solch süßer Verzückung überlassen bleiben, denn eben trat ein kleines, jedoch ziemlich wohlbeleibtes und feingekleidetes Männchen, nicht wenig zudringlich, dicht an mich heran, das, bei mit Baumwolle über-

mäßig verstopften Ohren, beständig aus seinem rothumflössenen linken Auge helle Thränen fließen ließ und, indem es sich an meinen Rockknöpfen festhielt, mir geiferispizend und mit widerlich heiserer Stimme in's Ohr sagte: „Wir sind hier unter gefährlichen Leut'!“ Ohne aber das Ende der efligen Ohrenhüftelei abzuwarten, rief ich, mich barsch losschüttelnd, laut ihm zu: „Nun, so erzählen Sie auch einmal etwas von Ihrer Unschuld, vielleicht trägt Ihr gutes Beispiel etwas zur Besserung dieser gefährlichen Leute bei.“ Nach einigem Besinnen begann denn auch das Angstmeierchen: „Großer Gott, was soll ich sagen von meiner Unschuld? Es muß doch Jeder sein unschuldig, wenn er nicht kann sein schuldig. Ich soll haben geschrieben einen falschen Wechsel; wie kann ich aber schreiben einen falschen Wechsel, wenn ich nicht kann schreiben einen Buchstaben? Es ist grad', als wenn Einer hätt' keine Händ' und man thät' sagen, er hätt' gestohlen einem Andern das Geld aus dem Sack. Behüt' mich Gott vor falsche Wechsel! Aber die Richter werden mir auch helfen heraus, denn wie mancher ist darunter, dem ich hab' gepumpt blankes Geld und schöne Kleider, als er noch war armer Student“ „Pog Himmelsjakrament! Da hört einmal das arme Schmulchen, das immer mit dem einen Auge weinen und mit dem andern gleichzeitig lachen kann, und das sich stets die Ohren verstopft, damit es nichts hört, wenn ihm Einer, den es betrogen hat, zuzuft:

„Hepp, hepp, Spitzbubenjud'!“ rief ihm ein bisher stumm gebliebener, äuge st blässer und hagerer Stubengenosse entgegen und fügte bei: „Wenn du auch einmal einem von den Richtern Geld gepumpt hast, so hast du ihm gewiß aus lauter Freundschaft solche Bucherzinsen abgeschunden, daß ihm die Augen übergegangen sind und er dich nun aus purer Erkenntlichkeit, Wurst wider Wurst, gehörig verknurren helfen wird.“ „Allmächtiger Gott, ich und Bucherzinsen! Du weißt, wie oft ich keine Zinsen und kein Kapital mehr hab' gesehen und wie ich immer gethan Guts den armen Leut'!“ entgegnete weinerlich der auch sonst noch sichtbar beklemmte Unschuldsbethenerer. Rasch warf ihm jedoch der Hagere folgenden Hieb in's Gesicht: „O, du von aller Welt verfluchter Prozententräger! Lass' doch einmal den Herrgott aus deiner schwarzen Wasch', der kümmerst dich nicht so viel um dich, als du dich um deinen gespickten Geldsack. Du hast nie etwas geschafft, hast Zinsen sammt Kapital verloren, hast den Armen Guts gethan, bist vom armen Betteljud' ein reicher Geldjud' geworden; wie hast du's denn gemacht, wenn nicht gestohlen? Dagegen hab' ich zwanzig Jahr' lang Tag und Nacht geschafft, den Webstuhl getreten und das Schiffchen gestossen und bin immer ein armer Leineweber geblieben.“ Während nun auf diese derbe Pektion der ehrliche Jaak seine linkszügigen Thränen abwischte, sprach der vielgereiste Suppengerstenhändler recht melancholischen Tones: „Ja, ja, das ist überall, wo man hinkommt, die gleiche Geschichte: der beutelschneiderische Faulenzler wird ein reicher Raug und der fleißige Arbeiter bleibt ein armer Teufel. Drum hab' ich auch, als ich noch Mählknecht war, gedacht, wie ist doch das Sprüchwort so wahr, daß, wenn Einer vom Arbeiten reich werden thät', so wär' bald der Mählefer richer als der Müller. Und da soll man auch noch an einen Herrgott glauben? O, ich wollte, daß einmal ein rechter Teufel käm' und thät' Alles zusammenschmeißen.“ „Es wird eben nicht besser gehen, wenn nicht wieder die Franzosen kommen,“ setzte mit Prophetenegerde der lange Hauferstutz hinzu. „Was Franzosen! immer warten auf die Franzosen! Wenn wir nicht bald selbst dreinschlagen, so hilft Alles nichts. Der Herrgott mag den Gensdarmen gnädig sein, wenn ich wieder 'raus komm'!“ schrie zornerglüh't der Küferburche dazwischen, über dessen Worte sich nun ein ebenso verwirrtes als heftiges Wortgezänk entpann, bis nach Ermüdung der erhitzten Schreibhülse endlich allgemeine Stille eingetreten war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang der Commune.

Der Wächter steht auf Jffy's Walle
Und schaut zur Weltstadt ernst hinab,
Die in des Morgennebels Walle
Liegt stumm und schweigend, wie ein Grab.
Doch keine Ruhe deckt das Schweigen,
Geschäftig schmeißt zum Hochzeitsreigen
Sich dort Paris, die Todesbraut.
Es findet sie im Waffenglanze,
Gerüstet zu dem letzten Tanze,
Der Morgen, der im Osten graut.

Und horch, wie eine Donnerwolfe
Entrollt das rothe Banner sich.
Es fliegt voran, voran dem Volke,
Noch Keiner von dem Banner wich.
Stets eilten sie, mit festem Willen
Bereit, die Brechen anzufüllen,
Die schon der Feinde Eisen brach.
Die Menschenleiber statt der Steine —
Fest sind die Mauern, sinket eine,
So rückt die andre ruhig nach.

Und nirgends Weinen, nirgends Klagen,
Und nirgends Todesfurcht und Graun,
So munter wie in Friedenstag
Des Proletariats Blicke schau'n.
Nur Waffenglanz an allen Enden,
Die Hine selbst in zarten Händen,
Die Schwerter blinkend hell und frei,
Und, singend die Marjeiller Weise,
Der Knabe wetend mit dem Greise,
Errichtet Barrikaden neu.

Es ist Paris, es ist das alte,
Das einst den starren Bann zerriß,
Wo Bourbons Todesfurcht verhalte,
's ist das rebellische Paris.
Ja, Marat's Geist schwebt um die Fahnen,
Die Trommeln wecken Danton's Mäner,
Es köcht die Fluth der Rebellion;
Die alten Helden sind es wieder,
Die freien gleichen Waffenbrüder;
So war es Dreiundneunzig schon.

Und rings herum in weiten Kreisen
Die Feinde all', bereit zur That;
Viel Tausend Feuerislande weisen
Hin nach Paris dem Tod den Pfad.
Es lauern rings herum die Geier
Schon auf die blut'ge Leichenfeier,
Es rüstet Alles sich zum Mord.
Die Orleans und die Bourbonen —
Horch, horcht! Schon grünen die Kanonen —
Die Bonaparte lauern dort.

Die Schützen seh'n ihr Opfer bluten,
Und in dem nächsten Augenblick,
Umklungen von des Kampfes Fluthen,
Trifft sie das nämliche Geschid.
Ein unermüdetlich Menschenflachten, —
Das Leben ist für nichts zu achten. —
So hält acht Tage lang es an.
Was dann gesolgt — die Repressalien,
Der Sieger blut'ge Bacchanalien,
O glaubt, das Volk gedenket dran.

Mit Macht beginnt die Kanonade —
Wer hört darauf? 's ist Alltagspiel.
Es schmettert zündend die Granate —
Man achtet darauf heut nicht viel.
Doch was ist das? Wo sind die Wachen?
Wer liefert uns in Feindestrachen?
Seht da die Porte von Saint Cloud!
Das sind die Krieger von Versailles —
„Auf Kameraden, zur Bataille!
„Verrath, Verrath!“ ruft man sich zu.

Der Feind! Der Feind ist eingedrungen,
Der Feind ist endlich in der Stadt.
Nun ist das Henterbeil geschwungen,
Die letzte schwere Stunde naht.
Wie die Lawine, die im Rollen
Wächst riesenhaft im Lauf, im tollen,
Bis sie verschüttet Dorf und Thal,
So füllen Plätze sich und Gassen
Urvöllig hier mit Söldnermassen,
Im Handgemenge zuckt der Stahl.

Die letzte Sitzung der Commune
Tagt noch im Stadthaus, als ein Schuß
Von außen trifft die Rednerbühne,
Berlangend der Debatten Schluß.
Und man versteht die rauhen Grüße,
Es spricht der edle Delescluze:
„Jetzt, Volkstribunen, zeigt Muth.
Es stirbt der Freiheit Metropole,
Noth ist die Fahne, Tod die Parole —
Jetzt ströme unser rothes Blut.“

Und in's Gewühl des wilden Kampfes
Stürzt die Regierung sich hinein.
Der Rebelhauch des Pulverdampfes
Hüllt schon die Barrikade ein.
Doch weht das Banner noch, das rothe,
Bis Delescluze, erfaßt vom Tode,
Als Leiche zu den andern rollt.
Dann schreitet weiter die Brigade,
Bis zu der nächsten Barrikade,
Wo sich das Ringen wiederholt.

Der Vendomeplatz wird noch gehalten,
Wo sonst des Korpsen Schandpfahl stand,
Da sieht man jetzt des Volkes Walten,
Doch ringsum loht der rothe Brand.
Nur eine einzige Kanone,
Zwölf Mann und eine Amazone,
Die andern liegen bleich und starr.
So wie einst an den Thermopylen
Der Spartaner beste Helden fielen,
So sinket hier der Proletar.

Und ist es diesmal auch erlegen,
Und triumphirt die Reaction,
Trotz bietet all' den wucht'gen Schlägen
Die Macht der Revolution.
Man kann ermorden ihre Streiter,
Sie aber schreitet ruhig weiter,
Sie ist das ehr'ne Muth! der Zeit.
Wer wollte dieser widerstehen?
Einst wird ihr Banner siegreich wehen,
Einst wird durch sie das Volk befreit.

Auf Père Lachaise, dem Todtenhaine,
Nuch dorten tobt die graue Schlacht,
Es wir' aus jedem Leichensteine
Ein Bollwerk für den Kampf gemacht.
Die Erde beb't von Pulverschlägen,
Die todten Junikämpfer regen
Sich unten in der Gräber Schoß.
Sie fragen: „Zimmer noch das Morden?
Ist oben noch nicht Tag geworden?
O Volk, wie bitter ist dein Loos!“

Hart kämpft man um die Tuilerien,
Man stürmt sie viele Stunden lang,
Bis endlich drauß die Funken sprühen,
Bis endlich drauf die Fahne sank.
Nun weht, erweckt vom Bombenregen,
Anstatt der Fahne, wilderwegen
Die Flamme, die zum Himmel schlägt.
Sie prasselt in dem Fürstenneste,
Hat rasch die letzten Ueberreste
Des Kaiserdunstes hinweggefegt.

Die Soldateska unterdessen,
Sie jauchzt vor Mordlust, haut und sticht,
Raß durch die Häuser, wie besessen,
Schont todeswunde Feinde nicht.
Sagt doch, wer sind die rohen Horden,
Die Weiber selbst und Kinder morden?
Nicht die Voire-Armee ist dies? —
O nein, es sind Bazaine's Schaaren,
Die drüben lang' gefangen waren.
Man warf die Panther auf Paris.

Und weiter raß der Mord und weiter,
Heiß in den Straßen dampft das Blut.
Selbst manchen der Kommunestreiter
Erfasst jetzt thierisch wilde Wuth.
Es tritt das Blut ihr auf die Stirne,
Der Rebellion, der zorn'gen Urne:
„Wo sind die Geißeln?“ ruft sie wild.
„Ihr habt gemordet und verrathen,
Ihr leget euch an Füßluden, —
Jetzt schaut auch unrer Rache Bild.“

Bernunft wird übertäubt. „Was Schonung?
Seht diese Leichen, sehet her!
Das ist der Menschlichkeit Belohnung!
Die Menschlichkeit — sie ist nicht mehr!“
Der tolle Haufe stellt die Schützen,
Halt ein! — Zu spät. — Die Schüsse blitzen,
Die ersten Geißeln fallen schon.
Die Flintenläufe blinken wieder,
Es stürzt der stolze Bischof nieder,
Der Günstling des Napoleon.

Marx Regel.

Der Aufstand in der Herzegowina: Herzegowinische Auswanderer auf österreichischem Boden (siehe das Bild Seite 233). Zu Tausenden haben sich die Bewohner der Herzegowina während der Dauer der noch fortbrennenden Inurrektion über die österreichische Grenze geflüchtet. Sie konnten nichts Besseres, vielleicht sogar überhaupt nichts Anderes thun, wenn sie keine Lust hatten oder nicht im Stande waren, an dem Aufstande thätigen Antheil zu nehmen, um wenigstens ihr nacktes Leben aus den Gefahren des von beiden Seiten der Kämpfenden mit roher Grausamkeit geführten Krieges zu retten. Hüßlos sind sie der Gnade der österreichischen Behörden anheimgegeben, die ihnen nur widerwillig Schutz, Unterkunft und nothdürftigste Existenzmittel gewähren und mehr als einmal Miene gemacht haben, sie dem Hunger oder gar den Türken zu überlassen. Die österreichische Regierung hat freilich kein besonderes Interesse an den unglücklichen Herzegowinern, die ihr nur Verlegenheiten und Kosten verursachen können; sie kann sie aber

auch aus staatsmännischen Gründen nicht grade sammt und sonders verhungern lassen. Selbstlose Antheilnahme an dem Schicksale Bedrängter wird man von einer modernen und mit der Kultur ihres Landes renommierten Regierung ebensowenig verlangen, als von den Machthabern der Türkei oder den Barbaren, die irgend ein Staatswesen des Mittelalters in Europa, Asien oder sonstwo geleitet haben — das Interesse des „Staats“, d. h. also im Grunde nichts weiter als der Vortheil der Handvoll Leute, die den Staat regieren, gibt die Richtschnur ab für die Politik; mit Moral — das haben hohe und höchste Herren oft und laut genug gestanden — und mit Menschlichkeit hat die Politik nichts zu thun. Für die Herzegowiner, welche die Wahl haben, entweder sich von den kämpfenden Türken niedermachen zu lassen oder sich auf gut Glück der friedlichen österreichischen Grenzbehörde zu überliefern, war die Gnade der Oesterreicher das kleinste Uebel.